

Als ich meine Stelle in Osnabrück gegen Ende der Pandemie und drei Jahre nach dem definitiven Schließungsentscheid antrete, trägt die historistische Villa in der Katharinenstraße 5 noch alle Spuren der einst in ihren Räumen herrschenden Lebendigkeit: Ein Handapparat der einschlägigen Kunstlexika, ein Regal voller Tee- und Kaffeetassen, das schwarze Brett mit Aushängen der Studierendenschaft warten als stumme Zeugen an einem fast verlassenem Ort. Die «unerklärlich*»-Plakate der Protestaktion gegen die Schließung des Instituts, in der noch mal alle durch die Empörung und die Initiative zur Gegenwehr zusammenwuchsen, hängen noch an den Türen und Wänden – nunmehr als stille Mahnung, wieviel unerklärlich bleiben wird: in Kunst und Kunstgeschichte, aber auch in dem Empfinden mangelnder universitärer und gesellschaftlicher Wertschätzung gegenüber dem Fach, jedenfalls hier in Osnabrück. Die Abwesenheit des akustischen Grundrauschens der wissenschaftlichen Fachgespräche und Seminardiskussionen, der Beratungen und des geselligen Smalltalks ist im Gebäude geradezu körperlich spürbar – ein «lost place», ein verlorener Ort, dessen Akteure weitestgehend verlustig gegangen sind.

Doch bis zur Schließung im September 2024 ist das Sekretariat noch besetzt, es wird noch gelehrt, es sind noch Studierende in den letzten Semestern zu unterrichten, Prüfungen abzunehmen, Disputationes durchzuführen usw. Helen Koriath verbreitet unermüdlich positive Energie im Institut, führt aller Hoffnungslosigkeit zum Trotz noch Ausstellungsprojekte, Kolloquien und Biennale-Exkursionen durch. Antje Busch-Sperveslage tourt weiterhin mit Studierenden durch die Region, berät und unterstützt bei Abschlussarbeiten. Mit den Abschlüssen sind nunmehr immer weniger angehende Kunsthistoriker:innen in den Veranstaltungen präsent, doch die Seminarräume werden weiterhin von Lehramtsstudierenden der Kunst, aber auch Interessierten aus Betriebswirtschaftslehre oder Jura und Gasthörer:innen frequentiert. Eine Florenz- und eine London-Exkursion unternehme ich noch mit kleinen Gruppen, schließlich sind für die wenigen Verbliebenen noch recht üppige Gelder aus der Corona-Zeit vorhanden.

Die Ideen für Kooperationen mit den fachlich und räumlich benachbarten Institutionen der Universität aber müssen in der Schublade bleiben: Das Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit und das Institut für Europäische Studien werden in Zukunft auf kunsthistorische Expertise verzichten müssen, ebenso sind die Projekte mit dem MISI (Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien), die Melanie Ulz aufgebaut hatte, schon seit der nicht mehr erfolgten Verlängerung ihrer Stelle unterbrochen. Besonders prekär: Das Archiv für Historische Bildpostkarten wird von nun an allein von der Musikwissenschaft betreut werden.

Auch Anfragen aus verschiedenen Regionen Niedersachsens, ob man nicht das eine oder andere unerforschte Objekt als Masterarbeit vergeben könne, verlaufen ins Leere oder müssen an andere Institute delegiert werden. Als ich das Institut für eine Professur an der Uni Wien nach drei Semestern wieder verlasse, ist Helen Koriath gerade dabei, die Diathek aufzulösen – das meiste landet im Abfallcontainer, aber immerhin wird auch noch eine Lichtinstallation der Künstlerin Nikola Dicke daraus. Beim Absperren der Institutstür ist die Tristesse greifbar: Hier wird ein Knotenpunkt mit 50jähriger Historie und viel Potential für Wachstum und Vernetzung stillgelegt, in der (kunst-)historischen Forschung, aber auch für Stadt und Gesellschaft.

Angesichts dieses herben Verlusts für das Fach stellt sich die Frage, was hieraus zu lernen wäre. Aus meiner Sicht scheint an diesem Fall deutlich zu werden, wie wesentlich das Bewusstsein für eine aktive Gestaltung der Zukunft unseres Faches, aber auch einzelner Institutionen ist. Wir müssen uns unbedingt bewusst machen, dass unsere Entscheidungen, unser Verhalten, unsere Gestaltung der aktiven Stellen ganz konkrete Weichenstellungen für die nächste Generation bedeuten, und diese nächste Generation kann eine solide Ausbildung und funktionstüchtige Strukturen erwarten, die so tragfähig in ihre institutionelle und gesellschaftliche Umgebung verflochten sind, dass der Pensionseintritt von einzelnen Professuren nicht das gesamte Konstrukt entbehrlich scheinen lässt. Noch wichtiger aber ist wohl ein zweiter Punkt: Um als Fach sichtbar zu bleiben und der gerade heute essentiellen gesellschaftlichen Bedeutung der Kunstgeschichte als historischer Wissenschaft kontinuierlich Geltung zu verschaffen, muss unser Fach zwischen seinen diversen Berufsgruppen lebendig verwoben sein, insbesondere aber enger mit der Lehrer:innenbildung zusammenwirken. Hätten die beiden Institute für Kunstgeschichte und für Kunst/Kunstpädagogik in Osnabrück sich bei Zeiten zu einer Großstruktur verbunden, wäre es wahrscheinlich viel schwieriger gewesen, eine solche Radikalmaßnahme durchzusetzen. Mit Blick auf die derzeit sich offenbarenden, eklatanten politischen Folgen einer Marginalisierung der Geschichtswissenschaften im öffentlichen Bewusstsein, können wir nicht mehr ignorieren, dass wir alle dafür Verantwortung tragen, unser Wissen und Handeln wirksam in die Öffentlichkeit zu tragen und damit in den Dienst der Demokratie und ihrer Zukunft zu stellen.